

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Heinrich Heine.

Alfred Meißner, der kürzlich aus Paris zurückgekehrt, gibt folgende Schilderung über den Zustand und die gegenwärtige literarische Thätigkeit Heinrich Heine's: „Sie kommen aus Paris; wie geht es Heinrich Heine'n? So höre ich schon im Voraus bei meiner Rückkehr nach Deutschland meine Bekannten fragen, welche wissen, daß ich mit Liebe und Verehrung an dem kranken Dichter hänge, und daß ich in der Rue d'Amsterdam Nummer Fünzig kein Fremdling bin. Es ist keine Frage mehr darüber in Deutschland, daß es einer seiner größten Dichter ist, der dort auf einem schmerzvollen Krankenlager hinsiecht, und immer klarer aus den wogenden Nebeln tritt seine große Gestalt an das öffentliche Bewußtsein. Auch ist der Fragen kein Ende: Ist er verloren? Wird er wieder aufkommen? Ist es wahr, daß er fromm geworden? Schreibt er noch, und haben wir etwas Bedeutendes von ihm zu erwarten? Ich ziehe es vor, dasjenige, was ich den Fragenden einzeln sagen würde, heute schriftlich zusammenzufassen. Ich thue es um so lieber, als ich mich in der Lage befinde, manchen unwahren Behauptungen entgegen zu treten, die in letzter Zeit über Heine gang und gäbe geworden sind. Nach seinem Tode werde ich freilich mehr über ihn zu sagen haben, und mehr sagen können.

Ja, in der That, es ist ein schrecklicher, ein entsetzlicher Zustand, in welchem sich Heine befindet. Die Paralyse hat innerhalb eines Jahres, wenn auch keine Fortschritte gemacht, doch keine Linderung erfahren. Unfähig sich zu erheben, ja kaum fähig sich umzuwenden, liegt er nun fast zwei Jahre schon an sein Bett gebunden, und hat — er, der Poet — seit zwei Jahren keinen Baum, kein Stück blauen Himmel gesehen! Das linke Auge ist geschlossen, das rechte hat nur einen Schein des Lichts und kann das Licht des Tages nicht vertragen. Furchtbare Schmerzen stören seine Nächte, und nur die Morphine schafft ihm Erleichterung. Die Hoffnung einer Genesung ist längst aufgegeben, und auch er macht sich keine Illusionen darüber, daß dieser Zustand anders, als mit dem Tode endigen werde. Er spricht davon mit der außerordentlichsten Ruhe und Fassung.

In letzter Zeit hat sich allgemein das Gerücht verbreitet, Heine sei fromm geworden. „Er bereut, er thut Buße, er wird ein St. Magdalenus,“ hieß es da und dort. Ich hörte dies mit großer Bestürzung; denn ich schloß daraus auf eine bedeutende

Verschlimmerung seines Zustandes, auf einen Collapsus seiner Geistesfähigkeit (?). Wahrlich, die sind nie in seine Nähe gekommen, welche diese Nachricht zuerst unter das Publikum brachten, und wenn die ganze Erzählung keine Erfindung jener wohlorganisirten Propaganda der Verleumdung ist, welche sich's früher zum Zweck machte, Heine als Wüßling, als Freveler und Lieblingssohn Belials zu signalisiren, so weiß ich nicht, was sie bedeuten soll. Heine erträgt sein ungeheures Leiden ganz ohne Beistand irgendwelcher Heiligen, durch die Geisteskraft des freien Menschen. Soweit er davon entfernt ist, sich für einen Sünder zu halten, so weit ist er auch von Bußtagsstimmung entfernt. Er weiß wohl, daß er nichts zu bereuen hat, er, der wie ein Kind sich an allem Schönen erfreute, allen Schmetterlingen nachlief, die schönsten Blumen am Wege fand, er, dessen ganzes Leben ein schöner Ferientag gewesen. Es mag überhaupt schwer sein, sein ganzes Leben zu bereuen, wenn man eben durch dieses Leben zu einem der größten Poeten seiner Nation herangereift ist. Wenn Heine sich in letzter Zeit vielleicht mehr als sonst in einer religiösen Stimmung behagte, so war es eine solche, welche nie die Farbe einer Confession annahm. Ich darf wohl hinzufügen, daß er sich oft religiös nannte, aus Widerspruchsgelüste und aus Antipathie gegen eine gewisse Clique, welche sich offen als Atheisten ankündigte, und in dieser sonoren Bezeichnung eine terrorisirende Bedeutung suchte.

Weit empfindlicher als diese und andere Inquisitionen sind für den kranken Dichter die materiellen Stöße gewesen, die seine ökonomischen Verhältnisse durch gewisse Spekulanten erlitten, welche die Leichtgläubigkeit und Phantasie des Poeten benutzten, um ihn in die Spekulationen hineinzuziehen, bei denen er einen großen Theil des Vermögens einbüßte, das er sich als deutscher Schriftsteller mühsam erworben. Freunde Heine's sind empört über manche dieser Individuen, und dringen in ihn gegen sie aufzutreten und sie in ihrer Charakteristik auch dem größten Publikum bekannt zu machen. Heine ist sich selbst und uns diese Genugthuung schuldig, er wird auch dadurch manche andere versöhnen, die ihm nicht die vornehme Art verzeihen, mit welcher er die anständigsten Notabilitäten der Schriftstellerei und des Patriotismus ablehnte, während er sich in der Gesellschaft irgend eines Abenteurers gefiel, dessen diplomatische Wichtigkeit in einem subalternen Spürhundtalente bestand, und der die Kunst besaß, unter

der Regide Heine'scher Gönnerschaft und einiger goldgestickten Westen die hiesigen deutschen Literaten zu blenden, und zu allerlei Reklamen für seine Schwindeleien zu benützen. Solche Figuren, vielleicht mehr lächerlich als verächtlich, haben immer für humoristische Dichter ein großes Interesse gehabt, und übten diese Anziehungskraft nicht bloß bei Dichtern, die sie für ihre Schriften ausbeuten wollten, sondern überhaupt bei allen genialen Naturen in der Periode des jugendlichen Uebermuthes. Es ist vielleicht sogar ein aristokratischer Zug im Charakter des Prinzen Heinz, daß er mit Sir John Falstaff und seinen Spießgesellen verkehrte, obgleich letztere in der plumphen Manier ihrer rohen Zeit auf freier Landstraße, und nicht nach der feinen Art eines erleuchteten Gaslichtsjahrhunderts, in dem eleganten Comptoir einer Viktinen-Gesellschaft ihre Streiche ausführten. An Aufschneidereien und Lügen mochte Heine's moderner Sir John, zukünftiger Ritter mehrerer Orden, dem älteren, dem Geliebten der Fräulein Dortchen Lachenreißer, nicht nachgestanden haben, und Heine könnte uns eine Schnapphahnsthyade schreiben, die den Gaunerromanen von Mendoza, Smollens und Dickens an Laune und Wahrheit gleichkommen dürfte. Das Studium dazu hat unserm Freunde Geld genug gekostet.

Man wird mich nun fragen: ob Heine wirklich noch schreibt. Ja, er schreibt, er schafft, er dichtet fortwährend; vielleicht war er in seinem ganzen Leben nicht so thätig, als eben jetzt! Mehrere Stunden täglich ist er mit der Composition seiner Memoiren beschäftigt, die unter der Hand seines Sekretärs mächtig emporgewachsen. Noch immer gleicht sein Gemüth in seiner wunderbaren Fülle und Frische jenen phantastischen Ballnächten von Paris, die unter freiem Himmel ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Tanz und Musik, da wogen die lieblichsten und grotesksten Gestalten! Da giebt es verschwiegene Lauben für glückliche und unglückliche Thränen, und beleuchtete Plätze voll grellen, frechen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf, und fliegt in Millionen Sternen auseinander; eine unendliche Verschwendung von Wig, Feuer, Poesie; Leidenschaft entzündet sich, und läßt die Welt bald im grünen, bald im purpurnen Lichte erscheinen, bis dann wieder die klaren, silbernen Sterne hervortreten, und uns mit unendlicher Freudigkeit und dem stillen Bewußtsein der Lebensschönheit erfüllen. Ja Heine lebt und schreibt noch immer. Sein Leib ist gebrochen, nicht sein Geist, der sich auf dem Krankenbette bis zu promethischer Kraft und promethischem Uebermuth erhebt. Sein Arm ist lahm, nicht seine Satyre, die noch immer in ihrer sammetnen Pfote das furchtbare Messer führt, das so manchen Marsyas bei lebendigem Leibe geschunden; sein Körper ist abgemagert,

aber nicht die Grazie in jeglicher Bewegung seines ewig jungen Geistes. Nebst den Memoiren ist ein ganzer Band von Gedichten in den letzten zwei Jahren fertig geworden. Sie werden erst nach dem Tode des Dichters erscheinen; vorerst kann ich aber sagen, daß sie alle wunderbaren Gaben, durch welche seine frühern Bände glänzen, in vollster Potenz vereinigt enthalten. So kämpft mit allen Waffen des Geistes aufrecht, nicht verzagend in den gräßlichsten Schmerzen, nie zu Thränen sich erniedrigend, dem Furchtbarsten trotzend, ein außerordentlicher Mensch gegen ein furchtbares Verhängniß. Man lächle nur! Mir ist's vor diesem Krankenlager, als sehe ich in eberne Ketten geschmiedet, vom Geier gemartert, doch unverzagt dem Schicksal trotzend, den Dulder des Kaukasus vor mir, der auch ein Bildner von Menschen war, und der, einsam am Meeresstrande ausgesetzt, von Meergöttinnen, den Dichtergebilden des Meeres, getröstet wurde. Ja, dies ist das Kranken- und Sterbelager eines großen und freien Menschen, und ihm nahe getreten zu sein, ist nicht nur ein großes Glück, es ist auch eine große Belehrung."

Sinige Momente der Rachel.

Von Dr. Breuer.

„Meine Freunde wundern sich daß ich so natürlich bin — könnt' ich etwas Besseres sein wollen?“ — Rachel Barnhagen.

(Schluß.)

Welche Rührungen in ihrem „je te prie!“ — Welche Anmuth in ihrem „suis-je belle?“ Welche Musik in ihrem coquette par amour! Welch verzweiflungsvolles Anklammern an das Leben, welche physische und Seelenangst in dem „sauvez moi!“ —

Und nächst ihrer Virtuosität im Sprechen ist das rasche Einfallen in die Rede der Nebenpersonen höchst bewundernswerth.

Inmitten des höchsten Affektes, oder ganz versunken, zerrissen von den qualvollsten Seelenkrämpfen, fällt sie dem Gegenredenden so haarscharf den Moment treffend in das Wort, daß man denken muß, den denkbar kleinsten Theil einer Sekunde zu früh oder zu spät, wäre es zu früh oder zu spät geschehen.

Nur ihre Hand wollen wir noch flüchtig berühren. Wenn sie dieselbe an die Stirne hält, so sieht man das Schaffen der Geister in ihrem Haupte; ihre Hand fährt an die Schläfe und man sieht die Wirkung des Giftes auf ihre Sinne; sie preßt sie an die Brust, und man sieht die rasende Gluth in ihrem Busen; wenn sie, wie mechanisch, die Busentücher

lösen will, man fühlt ihre Beklommenheit und Angst; oder wenn sie ihrem Maurice den Handfuß zuwirft, so liegt darin mehr freudige Liebesinnigkeit, als alle Julien in die Balkonszene hineinzuschmelzen vermögen. Wie! alle Julien haben wir gesagt? Ja! und wir widerrufen's nicht! Auf der Höhenkarte der Kunstgrößen steht die Titanin Rachel, hoch emporragend über Alle da. Auch wage es Keiner und Keine das zu versuchen, was die Rachel ganz ungewagt vollbringt; sie ist wie Shakespeare, unnachahmlich. So sehr wir unsere Feder im Zaume halten, und mit Selbstzensur führen, so wenig Anstand nehmen wir dies unumwunden auszusprechen. Der Verdacht eines gewissen Enthusiasmus, der schrecklichste, der uns treffen könnte, kann der Rachel gegenüber Niemand treffen. Die Rachel entusiastirt nicht, sie bezaubert, sie verblendet nicht, sie setzt die Phantasie nicht in Rausch, die Sinne nicht in Taumel; der Rachel wird man auch nie die Pferde ausspannen, um ihr Schnupftuch wird man niemals kämpfen, wegen der Rachel wird sich Keiner das Gehirn durchlöchern; eine höhere und reinere, eine edlere und nie vergängliche ist die Wirkung, die die Rachel auf die Seele und den Geist ausübt. Gefühle, die man nicht geahnt, Eindrücke, die man nie gekannt, weckt sie, holt sie aus der Tiefe der Seele. In das Innerste senkt sie eine leuchtende Fackel, und zeigt uns wunderbare, geheimnißvolle Tiefen; schließt uns in unserem Seelenhause Hallen auf, die uns unbekannt geblieben, führt uns durch Gänge, Labyrinth, zeigt uns Schätze, die da aufgehäuft liegen, und von denen wir nichts gewußt. Wie das schimmert und leuchtet! Zaubergärten eröffnet sie — welche Wunderblumen! welche Sonnenpracht! Sie rührt an unsere Brust, und weckt Alles auf, was da geschlummert, der Drkan erwacht auf ihr Geheiß und der Sturm erhebt sich, wenn sie's will. Alle Regionen der Seele setzt sie in Aufruhr, und Geister, die an der äußersten Grenze der Gehirnwelt schliefen, springen erschrocken auf — wahrhaftig! ein kleines Heer von Myrmidonen geht Euch im Kopf herum.

Der allseitigste Erfolg und das zahlreichste Gefolge wurde der Rachel in der Adrienne zu Theil. Denn während die klassischen, der heutigen verwöhnten Theaterwelt bereits sehr entfremdeten Dramen nicht mehr jedem Gaumen munden, ist die Tragikomödie Adrienne Lecouvreur in dem leichten, raschen Gang der Handlung, der konturartigen, doch genialen Zeichnung der Charaktere, der meisterhaft gewürfelten und ungewaltsam sich lösenden Verwicklung, der Amuth der Heldin, die den Geliebten an der einen, und den liebevollen Freund an der andern Seite, den reizenden Blumenweg dahingeht, bis sie von der Schlange tödtlich getroffen fällt, ganz das Stück, die Massen anzuziehen und zu fesseln. Es ist

ein holder Blumenstrauß an den Busen der Rachel gesteckt (es ist das geistreichste Compliment, das je einer Dame gemacht worden), und wir bedauern es der Leserin nicht auf den Feuilletonisch setzen zu dürfen, können jedoch nicht umhin, die Hauptmomente aus der Rolle der Rachel im Fluge mitzutheilen. Sie erscheint erst im zweiten Akt. Wir sind im Lager der Comödie française. Man sieht das Treiben der Schauspielerinnen und ihrer Besucher. Nach einer Weile erscheint Adrienne; sie kommt, in ihrer Rolle vertieft, aus ihrer Loge herab; sie stürmt die Verse leise vor sich hin: Wie ist sie voller Anmuth, Grazie und Einfachheit! Das Geständniß ihrer Liebe zu einem jungen Lieutenant, das sie ihrem Freunde Michonet macht, und die Entstehungsgeschichte derselben ist ein Wunderstück der Erzählungskunst, voll Lebendigkeit, Feuer, Feinheit; man sieht und hört die Personen, so wie das in kindlicher Freude hingehauchte *et aujourd'hui il verra au theatre*, die die ganze reine unschuldsvolle Liebesfreude ihres Herzens ausspricht. Bald darauf erscheint ihr Lieutenant — es ist der Marschall von Sachsen, als welchen sie ihn jedoch nicht kennt — wie ist sie nun so launenvoll, so heiter, so freudebelebt, so liebebeglückt und beglückend, wie ist sie — ohne zu verfließen und hinzuschmelzen — so voll liebeszärtlicher Innigkeit. *Ihr oui, je serai belle* ist das anmuthigste Wort, das je aus Frauenlippen gekommen.

Im dritten Akt — die Situationen sind vorzüglich angelegt — wird sie dem Marschall vorgestellt, sie erkennt den Lieutenant — Ueberraschung — Staunen — verstohlene Verständigung. — Der Marschall ist eben in einem, diesmal seinerseits unschuldigen Rendezvous gestört worden; der Abbé verräth es in Gegenwart Adrienne's. Der Marschall ist in entsetzlicher Verlegenheit; er sieht den Schmerz Adrienne's, die er in der That innig und aufrichtig liebt; es ist der Ort nicht zu weitläufigen Erklärungen, er versichert sie, es seien hier nur politische Motive im Spiele; er versichert es bei seiner Ehre, er fragt: ob sie ihm wohl glaube? Adrienne wendet sich gegen ihn, sieht ihm in das Auge, und mit einem Ausdrücke, in dem man alle ihre Schmerzen und Bedenken erlöschen sieht, in dem Tone unbedingten Glaubens, erwiedert sie, ihm die Hand reichend, ein einfaches, rasches: *oui!* Die Wirkung dieses *oui!* ist eine unbeschreibliche. Ueberraschung, Staunen, erfaßt die ganze Zuhörerschaft. Solches hat man nie gekannt, Ähnliches nie erfahren. Ich habe an diesem *oui!* ein eigenes Experiment versucht, ich nahm alle Fassung, die ich in mir fand, zusammen, und suchte mich gegen jede Ueberraschung zu wahren, und jedesmal ward ich wie von einem Zauberschlag davon berührt.

Das „vous l'aimez!“ das „et moi je vous pro-

tige,“ den ganzen an Situationen reichen vierten Akt müssen wir aufopfern, da die nöthige Erörterung der Vorgänge zu weitläufig wäre. In diesem Akt entdeckt Adrienne in der Prinzessin von Bouillon ihre Nebenbuhlerin, auf das Empfindlichste von derselben gereizt, rächt sie sich in gleichem Maaße an dem Stolz der verworfenen Prinzessin und von Maurice's scheinbarem Vorrath in die tiefste Seele getroffen, scheidet sie aus dem Salon.

Im Beginn des Schlußaktes erscheint Michonnet an der Thür; er will zu Adrienne, das Kammermädchen hält ihn zurück. Auf das Geräusch erscheint Adrienne im Nachtkleide, blassen Angesichts — man sieht, was sie gelitten und wie sehr sie leidet. Scheinbar gefaßter spricht sie mit Michonnet. Doch, wie schonend dieser auch die Wunde berührt, die wilden Qualen erwachen in aller Heftigkeit, sie eilt gegen die Thüre, sie will hin, sie will Beide vernichten. Michonnet sucht sie zu beruhigen. Trostlos, die Hände schmerzvoll in einander schlingend, blickt sie vor sich hin, sie lieben sich, ruft sie, in Thränen ausbrechend; *pendent que je me meurt de douleur et desespoir!* Und es liegt so viel unsägliches Weh, so viel unnennbare Trost- und Hoffnungslosigkeit in diesen Worten, daß das Gefühl des Zuschauers unendlich mitleidet; *on souffre, on est bien malheureux, mais on n'en meurt pas*, erwiedert der gute Michonnet, der Adrienne im Stillen liebt. Bald darauf wird im Namen des Marschalls von Sachsen ein Kästchen gebracht; es ist aber von Bouillon, und enthält das vergiftete Bouquet. Adrienne eröffnet es mit zitternden Händen, sie sieht die Blumen, die sie Maurice gegeben, und die er ihr nun zurücksendet! Ihr Schmerz ist grenzenlos, ihre Thränen fließen unaufhaltsam, auf einmal drückt sie das Bouquet an den Mund, sie ist vergiftet. Sie wirft das Bouquet in das Feuer. Heftig und schnell, rasch wie ein Blitzschlag überfällt sie ein plötzliches Uebelbefinden, sie erstarrt, sie muß sich an den Kamin erhalten, eine entsetzliche Blässe bedeckt ihr Angesicht. Der Anfall geht vorüber, und bald darauf hört man eine ängstlich rufende Stimme an der Thüre, es ist der Marschall. Er stürzt herein mit einem Schrei, und seinen Namen rufend, eilt sie auf ihn zu. Doch nein, er hat sie zu tief gekränkt; sie stößt ihn von sich, sie tritt an den Tisch, sie wendet ihm den Rücken. In glühenden Worten sucht der Marschall sie zu versöhnen, er enträthelt ihr sein Benehmen, er versichert sie seiner Liebe, seiner Treue. Sie steht anfangs wie starr und empfindungslos, sie scheint ihn nicht zu hören — dann mit Unglauben — Zweifel; diese schwinden — ihre Züge beleben, ihre Augen erleuchten, ihre Lippen öffnen sich zu seeligem Lächeln — ihr ganzes Angesicht verschönert sich — ihre Gestalt wächst und ein lautes, wiederholtes *Ah!* der Ueberraschung geht

durch das ganze Haus und begleitet diese Verklärung.

Ihre Seligkeit ist nur von kurzer Dauer; ein neuer Anfall erfaßt sie. In dem abgebrochenen singenden Tone ihres *mais c'est étrange — — c'est bizarre* sieht man die tödtlichen Delirien sich entwickeln; sie wird abwechselnd zu wilden und sanften Phantasien getrieben, sie erwacht, und mit einem entsetzlichen Angstschrei: *Maurice! Maurice!* und mit angstzitternden Händen klammert sie sich wimmernd an den Hals des Geliebten — um bald darauf gegen ihn zu rasen. In dem furchtbar wilden Ruf: *va! cours!* erlischt das Leben der Psyche, und mit einem entsetzlichen animalischen Todeschrei, beinahe wie leblos, sinkt sie in die Arme des Marschalls.

Ihr letztes Erwachen, ihr furchtbares Leiden, ihr verzweiflungsvolles *sauvez moi, je ne veux pas mourir*, ihre Erschöpfung, ihr Abschied von den beiden Freunden, der Angstaussdruck in ihrem Angesicht, das Hinfallen, das Erstarren ihrer Züge, das plötzliche Alter, das auf sie fällt, die hypokratische Farbe — davon kann man nur bei wirklich Sterbenden ein getreues Abbild finden. Sie zuckt empor — ein Moment — ihr Körper ist lang und starr geworden, und die treuen Freunde lehnen eine Leiche zurück. Nun kann man nicht umhin, die Rachel herauszurufen, und sich dreimal zu überzeugen, daß sie auch noch wirklich lebt und nur zum Schein gestorben ist. Ja, sie lebt, sie lächelt.

Noch einmal Venedig.

Ein seit mehreren Jahren in Venedig lebender Deutscher erwiedert auf den neulich von uns unter der Aufschrift „Venedig“ mitgetheilten Artikel Folgendes: So weit herunter ist also die Wunderstadt gesunken! werden nicht nur Jene, die in frühern Zeiten viele Jahre hier zugebracht haben, sondern auch diejenigen, welche die stolze Adriatichter nur dem Rufe nach kennen, bei Durchlesung Ihrer jüngsten Schilderungen aus Venedig ausgerufen haben. Was wird erst der Venetianer, dessen Persönlichkeit eine solche Herausforderung empfing, darauf antworten! Nichts, als stolz auf die Opfer hinweisen, welche er während zwei Jahren gebracht hat, und die, wenn auch von nichts anderem positivem, doch wenigstens von seiner geldstrogenden Börse Beweis ablegen. Ich frage: wo sind an die hundert Millionen in so kurzem Zeitraum und von einer einzigen Stadt — ohne den Zweck zu berücksichtigen — gleichsam aus der Erde gezaubert worden? Doch zur Sache. Ohne erörtern zu wollen, welches eigentlich außer der Markuskirche,

dem Dogen- und dem Regierungs-Palast die andern Prachtgebäude sind, welche die Piazzeta einfassen sollen, will ich den Herrn Einsender gerne in eine Garküche begleiten. Spelunken sind nur die Weinhäuser, und jene Osterieen (auf deutsch Wirthshäuser, denen sie nicht im Mindesten gleichen) zu nennen, worin sich die untern Mittelklassen und der Pöbel verliert, an welchen Orten von Reinlichkeit freilich die Rede nicht sein kann. Es kommen zwar auch gut gekleidete und wohlhabende Leute in solche Räumlichkeiten (d. h. nur männliche Wesen), dann ist's aber der Nebensaft, welcher Auszeichnung verdient; dort zu speisen fällt Niemand ein. Die Zahl der appetitlichen Speisehäuser ist hier allerdings sehr beschränkt, wie in ganz Italien; doch sind dem reinlichkeitsliebenden Deutschen keine Schranken gesetzt; er darf sich nur al vapore in's Kaffeehaus und zum Restaurant francais begeben, wo sowohl sein Auge, als sein Magen Befriedigung finden wird. Die saubere Bedienung beansprucht natürlich etwas höhere Preise. Oft suchen unsere Landsleute gerade die finstern Höhlen aus, um, wie sie sagen, etwas Interessantes zu sehen. Das ist dann Liebhaberei. Was die Reize des schönen und des starken Geschlechts anbetrifft, muß mir der Herr Berichterstatter schon auch einige Entgegnungen erlauben. Wer sich Alles vorstellt, wie es die Dichter besingen, dem ist es verzeihlich, wenn er die Welt anders findet. Allerdings setzt man sich gewaltigen Enttäuschungen aus, wenn man hinter jeder Trödlerin eine zauberische Sirene, hinter jedem Lastträger einen Adonis sucht. Auch in Venedig gibt es alte Leute, wie überall, und zwar sehr alte, wie nicht überall. Das aber hier keine Schönheiten zu finden seien, ist geradezu eine Lästung. Ohne die Tagesheldinnen in Betracht zu ziehen, verweise ich nur auf die untere Volksklasse, die eigentliche Nation, welche am meisten Schönheiten aufweisen kann. Zum Bedauern jedes Aesthetikers lassen sie sich aber nicht häufig auf San Marco blicken, wo sie auch nichts zu suchen haben. Gibt es doch viele Venetianerinnen, welche diesen Sammelplatz alles Schönen (und mitunter auch Unschönen) noch gar nie betreten haben! (?) Es klingt märchenhaft, aber doch wahr. Nur im Fasching lassen sie sich zeitweise bewundern, und verschwinden dann für den Rest des Jahres. Fragen sie unsern berühmten Schiavoni, woher er die Ideale genommen habe, die sein Atelier schmücken, er wird Ihnen Auskunft geben. Das männliche Geschlecht zählt nicht weniger schöne Vertreter; dennoch ist dasselbe nicht so kraftlos, wie es dort geschildert wird. Das venetianische Gold hat einen Ruf, der sich nicht von gestern datirt, und der Hals eines jeden Weibes bis in die unterste Volksschicht ist von einer ungemein langen ächten Kette umschlungen; dieselben, wie die gewichtigen Ohr-

gehänge, sind jedem Nichtblinden sichtbar, und als guter Schmuck bekannt. Jedes Dienstmädchen würde sich schämen, nur ein falsches Stück an sich zu tragen. Es ist übrigens zu berücksichtigen, daß seit einigen Monaten ein großer Theil der wohlhabenderen Familien auf ihren Landsitzen sich befindet. Um auch noch ein Wort über Eleganz zu sagen, bemerke ich nur, daß, wenn diejenigen Reisenden, welche Venedig besuchen, als Modejournal der betreffenden Nationen genommen werden dürfen, und besonders gerade unsere Süddeutschen, der Geschmack in Kleidung nirgends so gefällig, so einfach und dennoch reich und wirklich so reizend ist, wie hier. Daß nicht mehr das Leben ist, wie vor der unheilvollen Revolution, liegt in der Natur der Sache. Eine andere Unrichtigkeit ist die Behauptung, daß hier kein Gendarm zu sehen sei. Das eigentliche Gendarmeriekorps, welches die provisorische Regierung in's Leben rief, ist noch nie ehemals, also ganz anders, als im übrigen Oesterreich uniformirt. Ein Fremder kann nicht beurtheilen, welche Attribution diesem Corps zugeheilt ist, insofern er sich nicht darnach erkundigt, worüber ihn aber der erste beste Betteljunge belehren kann. Aber überdies haben wir auch seit einigen Wochen eine Abtheilung von der neu errichteten Gendarmerie mit Pickelhaube und Waffenrock, die man, so gut sie sich auch ausnehmen, viel lieber an abgelegenen Orten, als während der Promenade auf dem Markusplatz sehen möchte, da seit kurzer Zeit, trotz der übrigens nicht wenigen Patrouillen, beinahe jede Nacht Diebstähle in der sonst so sicheren Stadt vorkommen. Täglich hört man von neuen Einbrüchen, ohne daß man den Thätern auf die Spur gekommen wäre. Nicht um die Venetianer der Grausamkeit zu zeihen — diese ist ihnen gewiß nicht eigen — sondern nur um den in Frage stehenden Aufsatz nach allen Seiten mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, muß ich eine darin enthaltene Aussage dahin berichtigen, daß die gräßliche Ermordung Marinovichs die erste und letzte Blutrache seit dem Beginn der Revolution geblieben. Die Stimmung der Einwohnerschaft ist fortwährend eine ruhige zu nennen.

Ein Bild.

Märzschnee vergeht, eilt plötzlich fort,
Raum mißt der Blick sein Schwinden;
Nach Tagen ist ein Weilchen dort,
Wo er verging, zu finden.

Gleicht nicht dem flücht'gen Schnee im März
Der Zwist verliebter Leute?
Schon morgen kennt das junge Herz
Nicht mehr den Groll von heute.

tage,“ den ganzen an Situationen reichen vierten Akt müssen wir aufopfern, da die nöthige Erörterung der Vorgänge zu weitläufig wäre. In diesem Akt entdeckt Adrienne in der Prinzessin von Bouillon ihre Nebenbuhlerin, auf das Empfindlichste von derselben gereizt, rächt sie sich in gleichem Maaße an dem Stolz der verworfenen Prinzessin und von Maurice's scheinbarem Borrath in die tiefste Seele getroffen, scheidet sie aus dem Salon.

Im Beginn des Schlußaktes erscheint Michonnet an der Thür; er will zu Adrienne, das Kammermädchen hält ihn zurück. Auf das Geräusch erscheint Adrienne im Nachtkleide, blassen Angesichts — man sieht, was sie gelitten und wie sehr sie leidet. Scheinbar gefaßter spricht sie mit Michonnet. Doch, wie schonend dieser auch die Wunde berührt, die wilden Qualen erwachen in aller Heftigkeit, sie eilt gegen die Thüre, sie will hin, sie will Beide vernichten. Michonnet sucht sie zu beruhigen. Trostlos, die Hände schmerzvoll in einander schlingend, blickt sie vor sich hin, sie lieben sich, ruft sie, in Thränen ausbrechend; *pendent que je me meurt de douleur et desespoir!* Und es liegt so viel unsägliches Weh, so viel unnennbare Trost- und Hoffnungslosigkeit in diesen Worten, daß das Gefühl des Zuschauers unendlich mitleidet; *on souffre, on est bien malheureux, mais on n'en meurt pas*, erwiedert der gute Michonnet, der Adrienne im Stillen liebt. Bald darauf wird im Namen des Marschalls von Sachsen ein Kästchen gebracht; es ist aber von Bouillon, und enthält das vergiftete Bouquet. Adrienne eröffnet es mit zitternden Händen, sie sieht die Blumen, die sie Maurice gegeben, und die er ihr nun zurücksendet! Ihr Schmerz ist grenzenlos, ihre Thränen fließen unaufhaltsam, auf einmal drückt sie das Bouquet an den Mund, sie ist vergiftet. Sie wirft das Bouquet in das Feuer. Hestig und schnell, rasch wie ein Blitzschlag überfällt sie ein plötzliches Uebelbefinden, sie erstarrt, sie muß sich an den Kamin erhalten, eine entsetzliche Blässe bedeckt ihr Angesicht. Der Anfall geht vorüber, und bald darauf hört man eine ängstlich rufende Stimme an der Thüre, es ist der Marschall. Er stürzt herein mit einem Schrei, und seinen Namen rufend, eilt sie auf ihn zu. Doch nein, er hat sie zu tief gekränkt; sie stößt ihn von sich, sie tritt an den Tisch, sie wendet ihm den Rücken. In glühenden Worten sucht der Marschall sie zu versöhnen, er enträthselte ihr sein Benehmen, er versichert sie seiner Liebe, seiner Treue. Sie steht anfangs wie starr und empfindungslos, sie scheint ihn nicht zu hören — dann mit Unglauben — Zweifel; diese schwinden — ihre Züge beleben, ihre Augen erleuchten, ihre Lippen öffnen sich zu seeligem Lächeln — ihr ganzes Angesicht verschönert sich — ihre Gestalt wächst und ein lautes, wiederholtes *Ab!* der Ueberraschung geht

durch das ganze Haus und begleitet diese Erklärung.

Ihre Seligkeit ist nur von kurzer Dauer; ein neuer Anfall erfaßt sie. In dem abgebrochenen singenden Tone ihres *mais c'est étrange — — c'est bizarre* sieht man die tödtlichen Delirien sich entwickeln; sie wird abwechselnd zu wilden und sanften Phantasien getrieben, sie erwacht, und mit einem entsetzlichen Angstschrei: *Maurice! Maurice!* und mit angstzitternden Händen klammert sie sich wimmernd an den Hals des Geliebten — um bald darauf gegen ihn zu rasen. In dem furchtbar wilden Ruf: *va! cours!* erlischt das Leben der Psyche, und mit einem entsetzlichen animalischen Todesschrei, beinahe wie leblos, sinkt sie in die Arme des Marschalls.

Ihr letztes Erwachen, ihr furchtbares Leiden, ihr verzweiflungsvolles *sauvez moi, je ne veux pas mourir*, ihre Erschöpfung, ihr Abschied von den beiden Freunden, der Angstausdruck in ihrem Angesicht, das Hinfallen, das Erstarren ihrer Züge, das plötzliche Alter, das auf sie fällt, die hypokratische Farbe — davon kann man nur bei wirklich Sterbenden ein getreues Abbild finden. Sie zuckt empor — ein Moment — ihr Körper ist lang und starr geworden, und die treuen Freunde lehnen eine Leiche zurück. Nun kann man nicht umhin, die Rachel heraufzurufen, und sich dreimal zu überzeugen, daß sie auch noch wirklich lebt und nur zum Schein gestorben ist. Ja, sie lebt, sie lächelt.

Noch einmal Venedig.

Ein seit mehreren Jahren in Venedig lebender Deutscher erwiedert auf den neulich von uns unter der Aufschrift „Venedig“ mitgetheilten Artikel Folgendes: So weit herunter ist also die Wunderstadt gesunken! werden nicht nur Jene, die in frühern Zeiten viele Jahre hier zugebracht haben, sondern auch diejenigen, welche die stolze Adriatochter nur dem Rufe nach kennen, bei Durchlesung Ihrer jüngsten Schilderungen aus Venedig ausgerufen haben. Was wird erst der Venetianer, dessen Persönlichkeit eine solche Herausforderung empfing, darauf antworten! Nichts, als stolz auf die Opfer hinweisen, welche er während zwei Jahren gebracht hat, und die, wenn auch von nichts anderem positivem, doch wenigstens von seiner geldstrotzenden Börse Beweis ablegen. Ich frage: wo sind an die hundert Millionen in so kurzem Zeitraum und von einer einzigen Stadt — ohne den Zweck zu berücksichtigen — gleichsam aus der Erde gezaubert worden? Doch zur Sache. Ohne erörtern zu wollen, welches eigentlich außer der Markuskirche,

dem Dogen- und dem Regierungs-Palast die andern Prachtgebäude sind, welche die Piazzeta einfassen sollen, will ich den Herrn Einsender gerne in eine Garküche begleiten. Spelunken sind nur die Weinhäuser, und jene Osterieen (auf deutsch Wirthshäuser, denen sie nicht im Mindesten gleichen) zu nennen, worin sich die untern Mittelklassen und der Pöbel verliert, an welchen Orten von Reinlichkeit freilich die Rede nicht sein kann. Es kommen zwar auch gut gekleidete und wohlhabende Leute in solche Räumlichkeiten (d. h. nur männliche Wesen), dann ist's aber der Nebensaft, welcher Auszeichnung verdient; dort zu speisen fällt Niemand ein. Die Zahl der appetitlichen Speisehäuser ist hier allerdings sehr beschränkt, wie in ganz Italien; doch sind dem reinlichkeitsliebenden Deutschen keine Schranken gesetzt; er darf sich nur al vapore in's Kaffeehaus und zum Restaurant francais begeben, wo sowohl sein Auge, als sein Magen Befriedigung finden wird. Die saubere Bedienung beansprucht natürlich etwas höhere Preise. Oft suchen unsere Landsleute gerade die finstern Höhlen aus, um, wie sie sagen, etwas Interessantes zu sehen. Das ist dann Liebhaberei. Was die Reize des schönen und des starken Geschlechts anbetrifft, muß mir der Herr Berichterstatter schon auch einige Entgegnungen erlauben. Wer sich Alles vorstellt, wie es die Dichter besingen, dem ist es verzeihlich, wenn er die Welt anders findet. Allerdings setzt man sich gewaltigen Enttäuschungen aus, wenn man hinter jeder Trödlerin eine zauberische Sirene, hinter jedem Lastträger einen Adonis sucht. Auch in Venedig gibt es alte Leute, wie überall, und zwar sehr alte, wie nicht überall. Das aber hier keine Schönheiten zu finden seien, ist geradezu eine Lästerung. Ohne die Tagesheldinnen in Betracht zu ziehen, verweise ich nur auf die untere Volksklasse, die eigentliche Nation, welche am meisten Schönheiten aufweisen kann. Zum Bedauern jedes Aesthetikers lassen sie sich aber nicht häufig auf San Marco blicken, wo sie auch nichts zu suchen haben. Gibt es doch viele Venetianerinnen, welche diesen Sammelplatz alles Schönen (und mitunter auch Unschönen) noch gar nie betreten haben! (?) Es klingt märchenhaft, aber doch wahr. Nur im Fasching lassen sie sich zeitweise bewundern, und verschwinden dann für den Rest des Jahres. Fragen sie unsern berühmten Schiavoni, woher er die Ideale genommen habe, die sein Atelier schmücken, er wird Ihnen Auskunft geben. Das männliche Geschlecht zählt nicht weniger schöne Vertreter; dennoch ist dasselbe nicht so kraftlos, wie es dort geschildert wird. Das venetianische Gold hat einen Ruf, der sich nicht von gestern datirt, und der Hals eines jeden Weibes bis in die unterste Volksschichte ist von einer ungemein langen ächten Kette umschlungen; dieselben, wie die gewichtigen Ohr-

gehänge, sind jedem Nichtblinden sichtbar, und als guter Schmuck bekannt. Jedes Dienstmädchen würde sich schämen, nur ein falsches Stück an sich zu tragen. Es ist übrigens zu berücksichtigen, daß seit einigen Monaten ein großer Theil der wohlhabenderen Familien auf ihren Landsitzen sich befindet. Um auch noch ein Wort über Eleganz zu sagen, bemerke ich nur, daß, wenn diejenigen Reisenden, welche Venedig besuchen, als Modejournal der betreffenden Nationen genommen werden dürfen, und besonders gerade unsere Süddeutschen, der Geschmack in Kleidung nirgends so gefällig, so einfach und dennoch reich und wirklich so reizend ist, wie hier. Daß nicht mehr das Leben ist, wie vor der unheilvollen Revolution, liegt in der Natur der Sache. Eine andere Unrichtigkeit ist die Behauptung, daß hier kein Gendarm zu sehen sei. Das eigentliche Gendarmeriekorps, welches die provisorische Regierung in's Leben rief, ist noch nie ehemals, also ganz anders, als im übrigen Oesterreich uniformirt. Ein Fremder kann nicht beurtheilen, welche Attribution diesem Corps zuge-theilt ist, insofern er sich nicht darnach erkundigt, worüber ihn aber der erste beste Betteljunge belehren kann. Aber überdies haben wir auch seit einigen Wochen eine Abtheilung von der neu errichteten Gendarmerie mit Pickelhaube und Waffenrock, die man, so gut sie sich auch ausnehmen, viel lieber an abgelegenen Orten, als während der Promenade auf dem Markusplatz sehen möchte, da seit kurzer Zeit, trotz der übrigens nicht wenigen Patrouillen, beinahe jede Nacht Diebstähle in der sonst so sicheren Stadt vorkommen. Täglich hört man von neuen Einbrüchen, ohne daß man den Thätern auf die Spur gekommen wäre. Nicht um die Venetianer der Grausamkeit zu zeihen — diese ist ihnen gewiß nicht eigen — sondern nur um den in Frage stehenden Aufsatz nach allen Seiten mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, muß ich eine darin enthaltene Aussage dahin berichtigen, daß die gräßliche Ermordung Marinovichs die erste und letzte Blutrache seit dem Beginn der Revolution geblieben. Die Stimmung der Einwohnerschaft ist fortwährend eine ruhige zu nennen.

Ein Bild.

Märzschnee vergeht, eilt plötzlich fort,
Raum mißt der Blick sein Schwinden;
Nach Tagen ist ein Weilchen dort,
Wo er verging, zu finden.

Gleicht nicht dem flücht'gen Schnee im März
Der Zwist verliebter Leute?
Schon morgen kennt das junge Herz
Nicht mehr den Groll von heute.

Und auf der Stelle, jüngst vermeint,
Geht auf als grüne Ranke,
Bevor der Mensch es selbst vermeint,
Ein zärtlicher Gedanke!

Levitſchnigg.

Skizzen aus Konstantinopel

von A. T.

Ich reiste mit einem türkischen Generalmajoren, der gute alte Herr (Vollbluttürke) sprach nur drei Sprachen: türkisch, türkisch und türkisch, und ich unterredete mich mit ihm in der Stummens- oder Pantomimen-Sprache. Schon auf der Reise machte ich ungeheure Fortschritte in der türkischen Lebensweise, nämlich mit den Fingern zu essen; denn der Türke hat bei seinem Tische nur Schüssel und Löffel, Messer und Gabel ersetzt er durch seine Finger; das genirt große Geister nicht, dachte ich mir, und aß, wie ein Muselman, der in seinem Leben nie Messer und Gabel auf seinem Tische sah. Von Warna aus ging die Reise zu Schiff. Sie war sehr angenehm; aber, als wir im Bosporus anlangten, da war ich doch über alle Maßen durch den großartig schönen Anblick überrascht. Ich hatte früher schon viel Schönes darüber in Reise-Beschreibungen gelesen, doch meine Erwartung ward noch um Vieles übertroffen. Vielleicht gewährt keine Stadt in der Welt einen so schönen Anblick, als Konstantinopel. Der Fremde bedauert nur immer die Schnelligkeit des Dampfschiffes, die ihm nicht Zeit läßt, jedes einzelne dieser wunderschönen Panoramen lange genug zu betrachten. Mit der Landung in Stambul wird man mit einemmale aus allen Träumen morgenländischer Märchen gerissen, und sieht statt des Paradieses Noth und Schmutz. Enge finstere Straßen, wo Heerden von Hunden, die in Konstantinopel vollständig emancipirt sind, Esel, Pferde, Kamele, Lastträger, Bettler, Pascha's mit ihrem Gefolge den Weg vertreten; hölzerne, bunt gefärbte Häuser mit hölzernen Fenstergittern, Verkaufsläden aller Art, Speisewirthen, die im Freien kochen und stehenden Fußes ihre Speisen an hungrige Türken absetzen; dieses Gemisch, Gewirre, Geschrei, dieses Rennen und Stoßen kommt aber nicht von den Moslems her, denn diese gehen sehr ruhig einher; den heillosen Lärm verursachen die andern Nationen, die in Stambul leben, als Griechen, Armenier, Juden, Russen, Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen, Polen und Serben, Araber und Perser, Maltheser und Tscherkessen und noch hundert andere Nationalitäten, die sich, wie die Ameisen, geschäftig hin- und hertreiben; es ist wohl

eine Stadt in der Welt, wo es ein solches Conglomerat der Nationen gebe als hier. Wer das Bunte liebt, kann hier für seinen Geschmack viel Nahrung finden. Was dem Fremden noch auffällt, das sind die Türkinnen. Diese schreiten stets verschleiert — aber nicht wie die europäischen Schönheiten mit durchsichtigem Gaze leicht verhüllt, — sondern mit fest umwickelten Gesichtern in ihren langen Mänteln und gelben Pantoffeln gemessenen Ganges einher, Jede gewöhnlich von einer schwarzen Sklavin gefolgt. Ist sie reicher, so fährt sie im türkischen Wagen — Num-pelkästen aus dem 14. Jahrhunderte, begleitet von einem Eunuchen. In der Mitte der lebhaftesten Straßen sind die Friedhöfe und gewöhnlich nebenan die Moscheen.

Eine große Merkwürdigkeit ist der Bazar, ein ungeheuer großes Gebäude mit langen Gassen, ähnlicher einer kleinen Stadt, als einem Hause. Es ist vielleicht kein Artikel in der Welt, den man nicht in einem der mehr als 1000 Gewölber finden könnte. Die schönsten orientalischen Waaren, persische Shawls, französische, englische Waaren vom größten bis zum kleinsten Artikel, kurz, was man nur immer wünscht, findet man da.

Auch an Antiquitäten ist die Stadt sehr reich — jeder Stein beinahe erinnert an das Alterthum und an die Zeit, wo christliche Kaiser hier herrschten. — Wer den türkischen Charakter kennen lernen will, der gehe in eines der vielen türkischen Kaffeehäuser. Hier sitzen die Türken mit untergeschlagenen Füßen und rauchen in langsamen schweren Zügen ihren Tschibuk oder Nergile (Flaschenpfeife, wo der Rauch durch frisches Wasser geleitet wird) und schlürfen dazu eine kleine Schaal türkischen, d. h. bitteren Kaffee sammt dem Sag. Echte türkische Kaffeehäuser sind sehr ruhig; denn der Gläubige liebt nicht lebhaftere Unterhaltung. Die türkischen Bäder will ich ein andermal beschreiben.

Von Stambul passirt man eine lange Schiffbrücke, um nach Galatha und Pera zu gelangen. Dies sind die europäischen Stadtviertel, ausnahmsweise nur von Europäern (hier Franken genannt) bewohnt. Wenn das Treiben in den türkischen Vierteln den Ankömmling nur halb betäubt, so wird es in Pera oder Galatha sicherlich ganz. Hunderte der verschiedensten Nationsgenossen rennen an ihm vorüber, ja rennen ihn nieder, wenn er nicht schnell genug ausweicht. Auch an Banditen fehlt es nicht, so daß oft am hellen Tage Raub und Mord vorkommen. Obgleich auch hier die meisten Häuser aus Holz sind, so sieht man doch schon mehrere steinerne Häuser, findet europäische Gewölber, Gasthäuser und Kaffeehäuser ganz nach europäischer Art. Wer sich eine Vorstellung von den verschiedenartigen Sprachen bei dem Thurmbau zu Babel machen will, der besuche nur drei ver-

schiedene Kaffeehäuser in Pera, er kann da in einer Stunde leicht 100 Sprachen hören. — Es ist hier ein schön gebautes Theater, wo im Winter eine gute italienische Oper zu hören ist.

An Spazierplätzen ist Stambul sehr arm, man findet keine öffentlichen Anlagen. Ein einziger Unterhaltungsplatz für Franken ist der sogenannte Campo, eine lange Straße, in der Mitte eines Friedhofes, mit wunderschönen Cypressenbäumen und der schönsten Aussicht auf's Meer. Die Kunst hat nichts für diesen wunderschönen Platz gethan, sonst müßte es die reizendste Promenade der Welt geworden sein. Hier reiten, fahren, gehen, liegen die Franken, um sich von ihren Geschäften zu erholen. Es sind da mehrere Kaffeehäuser, wo sich in neuerer Zeit mehrere Zigeuner-Musikbanden aus Ungarn und Siebenbürgen einheimisch gemacht haben und mit ihrer nicht schlechten Musik viel Geld verdienen. Auf diesem Platze befindet sich auch die neugegründete türkische Militär-Akademie, ein weitläufiges im italienischen Style gebautes Haus, ganz nach europäischer Weise eingerichtet, mit wunderschönen Hörsälen, sehr schönem wissenschaftlichen Cabinette und reicher Bibliothek; denn bei der Gründung wurden französische und preussische Offiziere zu Rathe gezogen.

Lessings „Faust“.

„Lessings „Faust!“ Entschuldigen Sie. Goethes „Faust“ wollten Sie vermuthlich sagen.“

So höre ich manchen jüngern Leser ausrufen, der noch ganz warm von der jüngsten Vorstellung des „Faust“ von Goethe auf dem Hofburgtheater, dieses Blatt zur Hand nimmt. — Nein, lieber Leser, ich habe mich nicht verschrieben. Ich bin wirklich Willens, von einer „Tragödie „Faust“, die Lessing, Gotthold Ephraim Lessing, der Dichter des „Nathan“, der „Emilie“, der „Minna“ geschrieben, ein Paar Worte mit Dir zu plaudern.

Lessing beschäftigte der Entwurf dieses grandiosen Themas sein ganzes Leben hindurch. Erst in den letzten Jahren seines Lebens brachte er diese, vielleicht seine genialste Arbeit, zur Vollendung. Er führte den vollendeten „Faust“ mit sich auf seiner Reise, die er in Begleitung des Prinzen von Braunschweig nach Italien über Wien machte.

Auf seiner Rückreise ging ihm, einige Stationen vor Wien, eine Kiste mit kostbaren Handschriften und Antiquitäten, die er von Rom mitbrachte, verloren. Die Handschrift des „Faust“ befand sich leider darunter.

Wer weiß, welcher Greisler diese Papiere nach

dem Gewichte vom redlichen Funder an sich kaufte, um sie als romantische Hülle seiner prosaischen Eßwaare zu gebrauchen!

Wer weiß, welcher Handwerksbursche in seinen besten Wanderjahren sein Butterbrod oder seine Würste, in eines dieser tragischen Blätter gewickelt, in unschuldiger Gemüthlichkeit verzehrte!

Habe ich doch vor mehreren Jahren, bevor die Rosse Fultons die prosaischen Fiakerthiere verdrängten, meinen ehrlichen Kutscher, der mich nach Baden führte, in Neudorf, wo er Rast zu halten pflegte, von einem Notenblatte, voll der sinnreichsten Fugen Sebastian Bachs, salva venia seinen — Räs auf die gemüthlichste Weise von der Welt zum Munde führen sehen!

Die jüngere Generation, die jene verschollene Zeit Lessings wohl nicht sehr genau kennen mag, von den Zeiterenignissen der Gegenwart allzusehr in Anspruch genommen, dürfte vielleicht lüstern werden, etwas aus jenem „Faust“ zu lesen. Zum Glück kann ich damit aufwarten, da uns eine vollendete Scene durch einen Zufall erhalten worden ist.

Ich finde soeben in einem alten, vergilbten Buche *) mit unschöner Schwabacherschrift, auf grauem Papier gedruckt, neben welchem ein modernes literarisches Produkt aus der Brockhaus'schen oder Cotta'schen Offizin, schimmernd in schneeweißem Belingewande hervorgegangen, wie eine zarte Aristokrat in Gesellschaft eines — Sansküllotten sich ausnehmen würde — ich finde, sag' ich, in diesem verschollenen Buche folgende Stelle:

— — „Faust“ verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt die dritte Scene des zweiten Aufzuges an:

Faust und sieben Geister.

Faust: Ihr, Ihr seid die schnellsten Geister der Hölle? — Die Geister alle: Wir. — Faust: Und welcher von Euch ist der schnellste? — Die Geister alle: Der bin ich! — Faust: Ein Wunder! daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind — ich muß Euch näher kennen lernen. — Der erste Geist: Das wirst Du! Einst! — Faust: Einst? Wie meinst Du das? Predigen die Teufel auch Buße? — Der erste Geist: Ja wohl, den Verstockten; aber halte uns nicht auf. — Faust: Wie heißt Du? Und wie schnell bist Du? — Der erste Geist: Du könntest eher eine Probe, als eine Antwort haben. — Faust: Nun wohl. Sieh' her: was mache ich? — Der erste Geist: Du fährst mit Deinem Finger schnell durch die

*) Briefe, die neueste Literatur betreffend, dritten B., erstes St. 1769.

Flamme des Lichts. — Faust: Und verbrenne mich nicht. So geh' auch Du, und fahre siebenmal eben so schnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne Dich nicht. Du verstummst? Du bleibst? So prahlen auch die Teufel. ? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß Ihr sie Euch nehmen liebet. Zweiter: Wie heißt Du? — Der zweite Geist: Chil; das ist in Eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest. — Faust: Und wie schnell bist Du? — Der zweite Geist: Denkst Du, daß ich meinen Namen vergebens führe? Wie die Pfeile der Pest. — Faust: Nun so geh' und diene einem Arzte. Für mich bist Du viel zu langsam. Du Dritter: Wie heißt Du? — Der dritte Geist: Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde. — Faust: Und Du Vierter? — Der vierte Geist: Mein Name ist Jutta; denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts. — Faust: O Ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, Ihr Elenden! — Der fünfte Geist: Würdige sie Deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst Du schneller finden. — Faust: Und wie schnell bist Du? — Der fünfte Geist: So schnell, wie die Gedanken des Menschen. — Faust: Das ist etwas! Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdann! Du kannst schnell sein, wenn Du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß Du es allezeit willst? Nein, Dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! (zum sechsten Geiste): Sage Du, wie schnell bist Du? — Der sechste Geist: So schnell, als die Rache des Rächers. — Faust: Des Rächers? Welches Rächers? — Der Geist: Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. — Faust: Teufel! Du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. Schnell fragst Du, wie die Rache des—. Bald hätte ich ihn genannt! Nein, er werde nicht unter uns genannt! Schnell wäre seine Rache? Schnell? Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? — Der sechste Geist: Daß er Dich noch sündigen läßt, ist schon Rache! — Faust: Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn Du nicht schneller bist, als seine Rache, so geh' nur. (Zum siebenten Geiste): Wie schnell bist Du? — Der siebente Geist: Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bösen. — Faust: Ha! Du bist mein Teufel! So schnell, als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts, als der! Weg von hier, Ihr Schurken des Drkus! Weg! Als der Uebergang vom Guten

zum Bösen! Ich habe es erfahren. — Was sagen Sie — schließt der Berichterstatter — zu dieser Scene; Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

Mir ist erinnerlich, irgendwo noch zwei andere Scenen von Lessings „Faust“ gelesen zu haben, die Engel aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben, und welche ebenfalls von ergreifender Wirkung sind. Wie, wenn diese Scenen einen geistverwandten Dichter — etwa Gutzkow — zu einer Bearbeitung dieser Tragödie nach Lessings Anlage begeistern möchten! Unter der Faust-Literatur von Grabbe, Lenau, Braun v. Braunthal u. A. möchte diese nach Lessing bearbeitete Dichtung wahrlich nicht die letzte Stufe einnehmen.

M. Letteris.

Miszellen.

— Die Polizei in Paris hat in einem Lokale der Rue l'Orillon eine geheime Verbindung einer ganz neuen Art entdeckt. Dieselbe bestand aus einer religiösen Gesellschaft, unter dem Namen Wiedertäufer oder Beguinen, deren Oberhaupt, Namens Dignonet, mit dem Beinamen „der liebe Gott“, den Hauptsitz dieser Verbindung in Saint-Jean-de-Bonnefonds (Loire) errichtet hat. — Diese angebliche Religion war vor einiger Zeit nach Paris eingeführt worden, wo ein gewisser G. . . . die Stelle eines Hohenpriesters oder Präsidenten versah. G. . . . hatte eine gewisse Anzahl von Proselyten gemacht, welche jedoch wegen der Verfolgungen der Polizei in den letzten Zeiten bedeutend abgenommen hatten. Die Sekte der Beguinen unterscheidet sich sehr von den übrigen bis jetzt bekannten Religionen; so verbietet man z. B. den Mitgliedern das Arbeiten: „Beunruhigt Euch nicht — sagt man ihnen — wegen des nächsten Tages.“ Das Heirathen ist erlaubt; aber man empfiehlt eine absolute Enthaltbarkeit, eine vollständige Keuschheit zwischen Mann und Frau. Den jungen Mädchen wird jedoch anempfohlen, bei allen Gelegenheiten und ohne Widerstand nachzugeben, in Anbetracht, daß dieses der Wille des Gottes Diggennet sei. Die religiösen Uebungen finden jede Woche mehrere Male des Abends bei Licht statt. Ungeachtet die Verbindung alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um den Verfolgungen der Polizei zu entgehen, so gelang ihnen dieses dennoch nicht. Die Gesellschaft, welche 30 Personen stark war, bestand aus 8 Männern, 11 Frauen, 9 Mädchen, von denen sechs 15, 16, 18 und 25 Jahre alt waren, und 2 kleinen Mädchen von 7 bis 9 Jahren.